

beginnen – ein Wort, das aus dem ökumenischen Sprachgebrauch geläufig ist. „Versöhnung der Erinnerungen“ ist ein ungemein anspruchsvoller und schmerzhafter Prozeß. Er läßt erkennen, wie sehr Versöhnung und Vergebung personale Kategorien sind. Wenn wir sie übertragen auf die Verletzungen, die ganzen Völkern oder Volksgruppen in ihrer Geschichte zugefügt wurden und die oft bis heute nicht wirklich „erinnert“ worden sind, dann können wir ermessen, wieviel Anstrengung nötig ist, um einen wirklichen Versöhnungsprozeß in Gang zu bringen.

Die Vergebung alter Schuld im Prozeß der Versöhnung bedeutet nicht allein Entlastung für die Beteiligten, sondern vor allem Eröffnung neuer Lebensmöglichkeiten. Sie ist Grundlage für neue, unbelastete Gemeinschaft, für neue Bündnisse. „Verlässliche Bündnisse“, sagt Müller-Fahrenholz, setzen geheilte Erinnerungen voraus.

Wenn die Kirchen Europas auf Zukunft hin für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung arbeiten wollen, dann müssen sie wissen, daß die Grundlage dieser Arbeit in versöhnten Erinnerungen liegt. Allein versöhnte Erinnerungen überwinden die realen Unversöhntenheiten, mit denen wir heute konfrontiert sind und als deren Teil sich auch die Kirchen entdecken müssen.

Miklós Tomka Ökumene- behindert?

Osteuropäische Beobachtungen

Man hört immer wieder die bedauernde Feststellung, daß die ost-(mittel-)europäischen Kirchen ein relativ geringes Interesse an der Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz zeigen. Tomka, der sich selbst seit Jahrzehnten in der ungarischen katholischen Kirche engagiert und als Religionssoziologie viele Kontakte zu den Kirchen in den „östlichen“ und „westlichen“ Ländern Europas unterhält, erläutert im folgenden, warum die Situation der Kirchen und auch der Ökumene in ost-(mittel-)europäischen Ländern so schwierig ist. Vergangenheitsbewältigung, Identitätssuche, Restaurations-tendenzen, Nationalismus, Fragen der Rückgabe des Kirchenvermögens, Angst der kleineren Kirchen, unter die Räder zu kommen, und andere Probleme, die in allen ostmitteleuropäischen und osteuropäischen Ländern in verschiedenen Konstellationen vorhanden sind, machen es den durchaus auch vorhandenen ökumenischen Kräften schwer, versöhnte kirchliche Gemeinschaft zu erreichen. Wie in der totalitären, kommunistischen Zeit dürfte die Hoffnung auch heute vor allem auf den Gruppen an der Basis liegen.

red

Die langen Schatten
der kommunistischen
Herrschaft

Die Zeit des Kommunismus in Ost-(Mittel-)Europa wirft lange Schatten. Sie bedecken die Erinnerungen von zwei Generationen. Sie prägen die Gegenwart und die Zukunft. In Osteuropa ist man versucht, die Geschichte nicht als einen Prozeß, sondern als eine Folge von Brüchen und Sprüngen zu sehen: von der vorkommunistischen Normalität zum Totalitarismus, vom Kommunismus zur Wendezeit. Osteuropa erlebt sich als hilfloser Spielball der Weltpolitik. Besonders im religiös-kirchlichen Bereich herrscht eine Ohnmacht, die Wechsel mitentscheiden zu können. Die Verteufelung des Kommunismus und die Behauptung, Christen und Kirchen seien nichts anderes als unschuldige Opfer gewesen, hat schwerwiegende Konsequenzen. Sie ist ein Mittel, sich von jeder historischen Verantwortung loszusprechen. Sie führt dazu, zu Vorkriegsverhältnissen zurückkehren zu wollen. Sie verbaut den Weg, nicht nur die Leiden, sondern auch die eigenen Erfahrungen, Mühen und Leistungen aus den vergangenen Jahrzehnten in die Gestaltung der Zukunft einzubinden. Sie ordnet die Welt schwarz-weiß, in Verfolgte und in jene, die die Kirchenverfolgung nicht am eigenen Leib gespürt haben. Sie schafft Barrieren vor einem Dialog mit der Welt, vor der Ökumene, vor der Verständigung mit den Mitmenschen außerhalb der Kirche. Diese Sicht ist aber nicht willkürlich und frei gewählt. Sie ist eine Nachwirkung der gesellschaftszerstörenden Kraft des Kommunismus. Sie wurzelt auch in der eigenen Schwäche. Sie ist aber erst mit der Wende bestimmend geworden.

Das schwierige
Zurechtfinden in der
pluralen Gesellschaft

Der Kommunismus praktizierte eine Diskriminierung der Gläubigen. Er versuchte die Kirchen aus dem öffentlichen Leben auszuschließen. Er war auch in der offiziellen Öffentlichkeit erfolgreich. Die massive Ausgrenzung der Christen und der Kirchen aus der pluralen Gesellschaft ist trotzdem ein neues Phänomen. Es ist eine Folge des sich plötzlich artikulierenden Pluralismus. Es wird jedoch nicht weniger von der Restauration der Kirchen bedingt. Diese trägt dazu bei, selbst verschiedene Konfessionen zu Konkurrenten zu machen. Der Fall einer geplanten christlichen Jugendbewegung in Ungarn ist symptomatisch. Eine wichtige Form des religiösen Lebens in den Jahrzehnten des Kommunismus waren im katholischen wie im protestantischen Milieu die Jugendgruppen im Untergrund. Ende der achtziger Jahre schien die Zeit gekommen zu sein, die isolierten Gruppen zu einer Bewegung zusammenzufassen. Unter dem Druck des religionsfeindlichen Systems wollte man eine überkonfessionelle Jugendbewegung ins Leben rufen, zumal

nicht wenige Gruppen konfessionell gemischt waren. Die politische Wende hat den Plan vereitelt. Die neuen Verhältnisse machten vorsichtig und haben zur Neubesinnung gezwungen. Überraschenderweise entstanden hintereinander der Evangelische Jugendverband der Lutheraner, der Reformierte Jugendverband der Calvinisten und die Vereinigung Baptistischer Jugendlicher. Alleingelassen haben zum Schluß die Katholiken ihre Katholische Jugendbewegung eingerichtet. Manche Lehren aus diesem Vorgang dürften eine allgemeine Geltung beanspruchen.

In der kommunistischen Periode geschah Ökumene, wie lebendiges Christsein überhaupt, an der Basis, wenig beinträchtigt vom Institutionellen. Konfessionelle Unterschiede fielen weniger ins Gewicht. Das Hauptanliegen bestand in der Verwirklichung der christlichen Existenz angesichts eines religionsfeindlichen Systems. Man empfand sich des Glaubens wegen als diskriminiert. Möglichkeiten der Evangelisierung standen aber offen. Der gemeinsame Christus und die miteinander geteilte gesellschaftliche Situation verbanden. Man schätzte sich, und man arbeitete und betete zusammen.

Nach 1989 begann die Restauration der Kirchen und der konfessionellen Identitäten. Man zog Bilanzen. Die Wende hat keine allgemeine Gläubigkeit wiederhergestellt. Im Gegenteil, Spannungen zwischen Christen und Nichtchristen entstanden. Alt-neue Eliten und die Medien haben einen schärferen kirchenkritischen Ton angeschlagen, als man in der Vergangenheit gewohnt war. Kirchen und Christen konnten sich wieder als bedroht empfinden. Statt der Chancen rechnete man also die Verluste hoch. Die erlittenen Leiden und die frühere Isoliertheit haben einen Argwohn begründet – der als religionslos empfundenen Welt gegenüber, doch auch innerhalb der eigenen Reihen. Die Unsicherheit und das Mißtrauen förderten einen Rückzug, eine Rückverbundenheit an die Tradition – statt Weltoffenheit und einer dialogischen Einstellung. Die zahlenmäßige, soziale und politische Ungleichheit der Konfessionen wurde deutlicher wahrgenommen. Die Protestanten haben eine stärkere Entchristlichung, d. h. größere zahlenmäßige Verluste als die Katholiken erlitten. Und die Kirchen als gesellschaftliche Größen wurden immer wieder – bei der Restitution ihrer ehemaligen Besitzungen, bei der Verteilung staatlicher Subventionen, in der Frage ihrer Institutionen und ihrer Präsenz in den Staatsschulen und in den Medien – zu Konkurrenten. Die kleineren Kirchen sahen ihre Aussichten von den größeren bedroht. Vor allem aber empfanden alle Kir-

Verstärkte
Kirchenkritik und
andere Belastungen
und Probleme

Neuverteilung des gesellschaftlichen Einflusses

chen die dringende Notwendigkeit, ihre gesellschaftliche und kulturelle Identität zu klären. Anstelle der früheren Konvergenz entfernte diese Suche die Kirchen voneinander, wie auch die Kirchen von der Welt überhaupt.

Trennungsmomente wurden in dem Augenblick wirksam, als die Kirchen nach vierzig Jahren wieder zu anerkannten gesellschaftlichen Akteuren wurden. Die Gesellschaften Ost-(Mittel-)Europas begannen sich neu zu formieren. Es werden dabei gesellschaftlicher Einfluß, Macht und Positionen neu verteilt. Gewollt oder ungewollt wurden die Kirchen Teile dieses Kräftespiels. Dieses läuft auf vielen Ebenen. Die Nation wurde eine der wichtigen Kristallisationspunkte. Das Verhältnis der Kirchen zur Nation mußte also bestimmt werden. Die Orthodoxie in der Ukraine und in den Balkanländern, die katholische Kirche in Polen, in der Slowakei, in Kroatien und Slowenien haben bald das Adjektiv „national“ erworben. Andere Kirchen sind damit automatisch a-national, die „Kirchen ethnischer Minderheiten“ oder gar Kirchen befeindeter Staatsbildungen geworden. Die sozio-politische Identität ist zu einem Unterscheidungsmerkmal der Kirchen geworden.

Politische Kontroversen entfalteten sich auch um die Beurteilung der Vergangenheit. Kollaborationsvorwürfe und die tatsächlich unterschiedliche Kooperation verschiedener Kirchenspitzen mit dem kommunistischen System schufen Spannungen zwischen den Kirchen. Nicht weniger trennend wirkte die Wiederherstellung der ehemaligen Organisation und die Neueröffnung der Institutionen der Kirchen. Die offensichtlichen Gewichts- und Chancenunterschiede der Kirchen führten zu Neid. Im Prozeß der Restitution ehemals kirchlicher Güter kam der Vorwurf der Bevorzugung bestimmter Kirchen durch den Staat. Neu gegründete Kleinstkirchen in Ungarn bezeichneten die Restitution als Bezuschussung durch den Staat, als einen neuen Staat-Kirche-Pakt. Weil der Ausgangspunkt der Rückerstattung der vorkommunistische Status quo ist, wo die gegenwärtigen Neu-Kirchen noch nicht existierten, protestierten sie dagegen im Namen des Gleichheitsprinzips. Die orthodoxe Kirche in Rumänien blockiert wiederum die Restitution, weil dadurch ihre Hegemonie geschmälert, nationale Minderheiten aber gestärkt würden. Eine ähnliche Logik hat in Fragen des Religionsunterrichts in den staatlichen Schulen und bei kirchlich kontrollierten religiösen Sendungen in den Medien vielerorts zu Konflikten geführt. Die kleineren Kirchengemeinschaften befürchten einen weiteren Machtzuwachs der sowieso dominierenden Kirchen.

Unterschiede in den Organisationsformen und Zielsetzungen der Kirchen

Kirchen haben unterschiedliche Organisationsformen. Einige, wie die Orthodoxie, sind unmittelbar traditions- und volksverbunden, für andere, darunter für die katholische Kirche, ist die Institution und die Organisation unerlässlich. Einige sind eher zentralistisch-hierarchisch, andere eher gemeinschaftlich-demokratisch gegliedert. In den fünfziger Jahren und auch nach 1989 haben in der Ukraine und in Rumänien ganze Gemeinden von den Unierten (griechisch-katholischen) zur orthodoxen Kirche bzw. umgekehrt die Kirchenzugehörigkeit gewechselt. In dieser Kontroverse entstand die Frage, wer als „Kirche“ das Rechtssubjekt ist? Wer hat Besitzrechte auf Pfarrhaus und Kirchengebäude – die Gemeinde oder die Gesamtkirche? Verschiedene Kirchen haben oft unterschiedliche Ideen über die Art und das Ausmaß der von ihnen angestrebten gesellschaftlichen Präsenz. Liaisons mit der politischen Macht werden in der orthodoxen Tradition als selbstverständlich und als richtig akzeptiert. Die katholische und die protestantische Überzeugung kann dagegen gelegentlich prophetische Gesellschaftskritik fordern. Manche Konfessionen erklären den Glauben für eine private oder für eine kircheninterne Angelegenheit, die sich nicht in der Öffentlichkeit zu äußern hat. Nur zu leicht wird die eigene Vorstellung absolut gesetzt und zum Maßstab des legitimen religiös-kirchlichen Handelns überhaupt. Abweichende Vorstellungen können dann als religiös unbegründet und als gesellschaftlich illegitim abgewiesen werden. Andernorts mag diese Differenz in eine theoretische Auseinandersetzung münden. In Ost-(Mittel-)Europa ist sie Teil der unter Kampfbedingungen geführten gesellschaftlichen Identitätssuche und der sozio-politischen Positionsbestimmung.

Die Geschichte und die Größe einer Religionsgemeinschaft bestimmen häufig auch die Bewertung des weltanschaulichen Pluralismus. Dieser wird von manchen Großkirchen als eine Verirrung und als unzulässig angesehen. Die Orthodoxie will ein „kanonisches Territorium“ behaupten und dort die Existenz, oder zumindest die Evangelisierungsarbeit anderer Kirchen untersagen und verhindern. Die alteingesessenen Kirchen bestimmen den Kreis ihrer Glieder aufgrund der Taufe. Sie wollen lediglich den historisch vorgegebenen Pluralismus, nicht aber dessen Veränderungen akzeptieren. Die kleinen Kirchen und Sekten dagegen halten die alten Kirchen und deren Ansprüche für morsch und inhaltsentleert. Die Erscheinung und Verbreitung neuer Kirchen, Sekten und religiöser Bewegungen trägt die Bejahung des Pluralismus, als die Form des weltanschaulichen

Der Auftrag zur Ökumene

Wettbewerbs. Diese Differenzen, wie auch die Diskussion über neue Religionsgemeinschaften und (u. U. „destruktiven“) Sekten gibt es weltweit. Die Besonderheit in Ost- und Osteuropa besteht in der Überlappung der religiösen und der politischen Argumente und in der ethno- und parteipolitischen Instrumentalisierung der Kirchen. Dadurch wird die Überbrückung der Unterschiedlichkeiten schwieriger.

Die Kirche ist „in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1). „Der Herr hat eine eigene und einzige Kirche gegründet, und doch erheben mehrere christliche Gemeinschaften vor den Menschen den Anspruch, das wahre Erbe Jesu Christi darzustellen . . . Eine solche Spaltung widerspricht aber ganz offenbar dem Willen Christi“ (UR 1). Die Wiederherstellung der Einheit der Christen und der Menschheit ist also ein zentrales Anliegen. Konkret fordert das Konzil die „Ausmerzungen aller Worte, Urteile und Taten, die . . . die gegenseitigen Beziehungen mit ihnen erschweren“ . . . Durch diesen Dialog erwerben alle eine bessere Kenntnis der Lehre und des Lebens jeder der beiden Gemeinschaften und eine gerechtere Würdigung derselben.“ Das Konzil erwartet eine „stärkere Zusammenarbeit in den Aufgaben des Gemeinwohls“ und schließlich das gemeinsame Gebet (UR 4).

Das Konzil stellt schließlich fest, daß auch außerhalb der katholischen Kirche „vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit zu finden sind, . . .“ (LG 8). Diese Einsicht und noch mehr deren Eingeständnis ist aber nicht leicht, wenn die Kirche selbst soziale Identitätsschwierigkeiten hat und wenn sie Gläubige an Gemeinschaften verliert, die „alleinheilige totale Wahrheit“ verkünden. Der Ökumenismus geht weiterhin von den gemeinsamen Wurzeln und von der gemeinsamen Sendung der einen Kirche Christi aus. Die Gemeinsamkeit soll stark genug sein, um Meinungsverschiedenheiten und historisch gewachsene Gegensätze zu überwinden. Im Ost-(Mittel-)Europa der Gegenwart geht es aber vorrangig nicht um Glaubens- und um Stilunterschiede, sondern um die erneute Herausbildung und Befestigung von sozialen Formationen, um Strukturen, Positionen und – nochmals: gewollt oder ungewollt – um die Macht. In einem begrenzten sozialen Raum bedeutet das Konkurrenzzwang. Das darf mit Bedauern, doch nicht als Kritik gelesen werden. Die Kirchen können einfach nicht umhin, sich in einer konkreten sozialen Gestalt zu verwirklichen. Nicht zuletzt diese sozialen Bedingungen sind es, die ihre Ökumene(un)fähigkeit bestimmen.

Vielleicht die eigenartigste konfessionelle Polarisierung entstand in Rumänien. Einer Ökumene zwischen römischen Katholiken und Protestanten steht da nichts im Wege, da es sich um die Kirchen der gleichen ethnischen Minderheiten handelt. Die Kontakte zwischen griechischen und römischen Katholiken sind dagegen spärlich, wegen sprachlicher und nationaler Unterschiede und auch weil die orthodoxe Mehrheit in der Existenz der Unierten Kirche eine Schwächung der nationalen Einheit wittert. Eine Ökumene mit der orthodoxen „nationalen“ Kirche scheitert dann gänzlich am Nationalismus dieser Kirche. (Bekanntlich lehnt das Patriarchat von Bukarest auch einen Papstbesuch seit Jahren kategorisch als „nicht aktuell“ ab.) Die nationale Bindung ist weiterhin nicht nur in den Ländern des ehemaligen (Groß-)Jugoslawien ein Hindernis der Ökumene. In Ungarn nennt sich die kalvinistische Gemeinschaft die „ungarische Kirche“, um sich von allen anderen abzusetzen. In der Ukraine sind die Römisch-Katholiken Polen oder Ungarn, die Calvinisten Ungarn, beide gleichzeitig national und konfessionell von der orthodoxen oder unierten Mehrheit unterschieden. In der Slowakei ist die kalvinistische Reformierte Kirche restlos ungarisch-sprachig. Dort gibt es dafür innerhalb der römisch-katholischen Gemeinschaft Spannungen, weil die etwa vierhunderttausend Gläubigen mit ungarischer Muttersprache keine formale Repräsentation in der höheren Kirchenorganisation haben und weil sie sich nicht verstanden oder gar diskriminiert empfinden. Sie werfen der eigenen katholischen Kirche slowakischen Nationalismus vor. Die sozialen Bindungen und Spannungen sind reale, objektive Lasten, die die Rolle der Kirche, ein Zeichen der Einheit und der Versöhnung zu sein, verhindern. Das Hauptproblem liegt jedoch nicht in den äußeren Bedingungen, sondern wohl in der Entwicklung der Kirchen selbst. Um Dialoge führen, Einheit schaffen und Frieden stiften zu können, muß die Kirche zuerst sich über die Enge des nationalen, schichtengebundenen, oder eben des eigenen konfessionellen Horizontes erheben und die Einheit der ganzen Gesellschaft und eine volle Katholizität anstreben. Das kann erst geschehen, wenn die Wunden der Vergangenheit geheilt oder bewußt angenommen werden und wenn die Stärke der Kirche nicht in ihrer zahlenmäßigen und institutionellen Größe gesucht wird. Das fordert wohl auch einen entschlossenen Abschied von der früheren – der vorkommunistischen, wie auch der vorkonziliaren – Vergangenheit. Eine Wiederentdeckung der Ansätze bei den Laien und bei der Ökumene an der Basis könnte dazu gleichfalls positiv beitragen.

Notwendige Schritte